GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Medienmentalitäten : Analog und digital unter Gender-Aspekt

Winkler, Hartmut

2004

https://doi.org/10.25595/496

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Winkler, Hartmut: *Medienmentalitäten : Analog und digital unter Gender-Aspekt*, in: Schröter, Jens; Böhnke, Alexander (Hrsg.): Analog/Digital - Opposition oder Kontinuum? Zur Theorie und Geschichte einer Unterscheidung (Bielefeld: transcript Verlag, 2004), 117-134. DOI: https://doi.org/10.25595/496.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.14361/9783839402542-007

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

HARTMUT WINKLER

MEDIENMENTALITÄTEN. ANALOG UND DIGITAL UNTER GENDER-ASPEKT[1]

„Wenn die Zahlen auf ihre einfachsten Prinzipien wie 0 und 1 reduziert werden, dann herrscht überall eine wunderbare Ordnung."[2] „Eine völlig distinkte Sprache würde eine gänzlich klare Rede gestatten. Diese Sprache wäre in sich selbst eine Ars Combinatoria."[3]

> Schaltkomponenten aber [...] zahlen für ihre Zerlegbarkeit oder Diskretisierung einen Preis. [...] Digitalrechner [stehen] als einzige ‚Ja-Nein-Organe im strengen Sinne des Wortes' weiterhin einer kontinuierlichen Umwelt aus Wolken, Kriegen und Wellen gegenüber.[4]

Dass die Rechner zur Welt eigentlich nicht recht passen, ist ihre Pointe und ihr Problem. Während die Welt kontinuierlich ist, komplex und verwirrend, überwältigend vielfältig und in immerwährendem Fluss, behaupten die Rechner in all dem eine Insel der Ordnung zu sein. (Schwierigkeiten gibt es entsprechend immer dort, wo beide Sphären sich berühren und Probleme der realen Welt im Rechner modelliert werden sol-

---

1 Der folgende Text präsentiert Auszüge aus dem Schlusskapitel des Buchs: Winkler, Hartmut: *Docuverse – Zur Medientheorie der Computer*, München 1997; das Buch ist vergriffen, der Verlag bietet einen pdf-download an (URL: www.boerverlag.de/winkler.htm). Das Kapitel ist mit 150 Seiten sehr umfangreich; Kürzung und Zusammenstellung der Textausschnitte wurden mit dem Autor abgestimmt [Anm. d. Hrsg.].

2 Leibniz, zit. nach Künzel, Werner/Bexte, Peter: *Gottfried Wilhelm Leibniz, Barock-Projekte*, Berlin 1990, S. 43.

3 Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge* [1966], Frankfurt a.M. 1971, S. 256.

4 Kittler, Friedrich: „Es gibt keine Software", in: ders.: *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften*, Leipzig 1993, S. 225-242, Hier S. 240ff. [Kittler zitiert hier von Neumann, John: „Allgemeine und logische Theorie der Automaten, in: *Kursbuch* Nr. 1 (1965) S. 139-175, hier S. 150, Anm. d. Hrsg.].

len.[5]) Jenes ‚clara et distincta', das bei Descartes noch ein Ideal bezeichnete, scheint im Fall der Rechner immer schon gegeben und als eine Art Grundlage in die technische Anordnung eingegangen.

Zerlegung, Ordnung und Distinktion; das entscheidende Potenzial der ‚universellen diskreten Maschine'[6] scheint in ihrer trennenden Kraft zu liegen. Sofort aber wird man relativieren müssen: die viel beschworene ‚0 und 1' nämlich mag die Basis aller Folge-Trennungen sein, im Konkreten weit wichtiger sind die Festlegungen einer distinktiven Logik, die finite Zustände in neuerlich finite Zustände überführt und nur solche Transformationen zulässt, die ihrerseits finit, transparent und – zumindest dem Prinzip nach – nachvollziehbar sind. Wohl am deutlichsten tritt die distinktive Grundlogik in den unendlichen verzweigten Menüs und Auswahloptionen an die Oberfläche, die für das gegenwärtige Softwaredesign kennzeichnend sind. Je ‚mächtiger' ein Softwarepaket ist, desto tiefer sind seine Menüs gestaffelt, desto endloser ist die Kette der Entscheidungen, die es seinem Nutzer abverlangt, und desto rigoroser setzt es sein Vokabular, seine Trennungen und seine Problemsicht durch; nach dem Muster eines impertinenten Knechtes, der den Herrn im Gestus unbeschädigter Devotion durch ständige Fragen zermürbt.

Hypertext und World Wide Web, die gegenwärtig avanciertesten Implementierungen, bestehen im Grunde vollständig aus Menüs, und haben, was einmal Text war, in eine Fläche von Buttons umgearbeitet. Jeder Button stellt ein Angebot dar, sich gegen den laufenden Text und für den Link zu entscheiden, für den Sprung, verführt durch das Etikett, das ferne, noch grünere Wiesen verspricht. Navigieren im Hyperraum ist eine Abfolge solcher Entscheidungen und Auswahlakte, und das Netz eine Apotheose der Menüs.[7]

Die Computer, dies ist der erste Begriff, den ich einführen möchte, sind ein ‚Oder-Medium'. Die Menüs stellen Alternativen, ‚Ja-Nein-Organe' im strengen Sinne des Wortes, zur Verfügung, und die Maschine hält ein, bis sich der Nutzer für einen der vorgebahnten Wege entschei-

5 Immer erweist sich dann, dass sich technische Probleme gut und z.B. soziale Probleme weit weniger gut für diesen Weg eignen. Die Aufgabe, aus realen Problemen Modelle zu gewinnen, die als Vorgabe für die Programmierung verwendbar sind, wird in der Sprache der Computerleute nicht etwa Problemanalyse, sondern ‚Systemanalyse' genannt. Dies ist ein krasser Euphemismus, der unterstellt, dass es sich bereits beim analysierten Gegenstand um ein ‚System' handelt.

6 Turings Bezeichnung für den Computer.

7 Deutlich wird die Absurdität dieser Auswahllogik, wenn ein Verzeichnis von Newsgroups 15.000 Einträge alphabetisch aufreiht.

det; Vorbahnung und Auswahl folgen dem selben Gesetz und exekutieren gemeinsam die distinktive Logik, die der Anordnung zugrunde liegt.

Die Bildmedien demgegenüber wären ‚Und-Medien'. Und dies gerade nicht im Sinne des logischen Und, das wie das logische Oder auf immer schon konstituierte Einheiten angewiesen ist, sondern eher im Sinn jener Wolken, Kriege und Wellen, die Kittler als ein Beispiel der amorphen und kontinuierlichen Umwelt den Rechnern entgegenstellt. Mein Vorschlag also wäre, nicht analog und digital zu unterscheiden, wie dies mit Blick auf die zugrunde liegende Technik üblich ist, sondern Und und Oder. [...]

Der zweite Begriff, den ich vorschlagen will, ist derjenige der ‚Isolation'. ‚Isolation' soll bezeichnen, dass die distinkten Einheiten, bevor sie zur Auswahl zur Verfügung stehen, der amorphen, kontinuierlichen Umwelt überhaupt erst abgerungen werden müssen, bzw. auf das Amorphe als ihr Gegenüber immer schon bezogen sind. [...]

Die Rechner, ohne Zweifel, sind in extremem Maße isolationistisch; und wenn sie also die Bildmedien ablösen, eine Medienkonfiguration, die gerade nicht mit prädefinierten, identifizierbaren Einheiten operiert, so wirft dies die Frage auf, ob nicht hier der entscheidende Unterschied und der entscheidende kulturgeschichtliche Umbruch liegen könnte. Von den verdeckten Kontinuitäten geht die Aufmerksamkeit damit auf die Differenz, den Bruch und die Neuerung über, und die Hoffnung ist, mit einem veränderten begrifflichen Werkzeug auch hier zu anderen als den bereits bekannten Thesen zu kommen.

Unstrittig dürfte sein, dass sein isolationistischer Charakter eine Art Kern des neuen Mediums darstellt. Als eine Basisvorstellung bestimmt er nahezu alle Kategorien, in denen über die Rechner gesprochen wird, vom Begriff der ‚Information'[8] über den Begriff des Wissens,[9] des Systems,

8 „Die Haltung des Informierten ist aus der des Einkaufenden, des auf dem Markt sich Auskennenden entstanden. [...] Danach sind alle Stoffe der Information heute geartet. Ihre Gleichgültigkeit prädestiniert sie zu bloßen Objekten des Habens; sie gehen im Akt des Besitzens auf, ohne durch die eigene Qualität übers abstrakte Besessen-Werden hinauszuschießen. Sie sind, als ‚bündige' Fakten, allemal so eingerichtet, daß sie möglichst prägnant sich festhalten lassen. Sie werden aus jeder Kontinuität herausgebrochen, vom Denken abgespalten und damit für den infantilen Griff verfügbar. Nie dürfen sie erweitern, wie Lieblingsspeisen müssen sie an die Regel der Identität sich halten" (Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W.: „Schema der Massenkultur. Kulturindustrie (Fortsetzung)", in: Theodor W. Adorno: *Gesammelte Schriften*, Bd. 3, hrsg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a.M. 1984, S. 299-335, hier S. 323f).

der Struktur, bis hin zum Ideal der ‚Ausdrücklichkeit'[10] und Kittlers ‚Klartext'. Datenverarbeitung hat es mit Daten zu tun, einer vorsegmentierten, fixierten und notwendig endlichen Menge symbolischer Einheiten, die, zumindest solange die Maschine nicht anhält und Ergebnisse interpretiert werden müssen, keine Ambiguitäten, keine uneigentliche Rede und keine Lüge kennt.[11] [...] Und die Isolation steht im Zentrum nahezu aller Wünsche, die sich an das neue Medium knüpfen.

> Das für den gegenwärtigen Umbruch charakteristische Instrument ist ein Zähler [...]. Die Wissenschaft entwirft unter Einfluß dieses Zählers ein Weltbild, das wie ein Mosaik aus zählbaren Steinchen (‚calculi') zusammengesetzt ist, und zwar sowohl auf der Ebene der unbelebten Natur (Atompartikel) als auch auf jener der belebten (Gene). [...] Was bislang als prozessuell, wellenartig, linear angesehen wurde, wird in Punktelemente zerlegt, dann zu Kurven komputiert, die dann in beliebige Richtungen (etwa in die Zukunft) projiziert werden.[12]

Gerade wenn man sich für die Utopien interessiert, die das Datenuniversum regieren, und für seinen projektiven Charakter, im doppelten Sinne Flussers und der Psychoanalyse, drängt es sich auf, den Utopien nachzugehen, die sich an die Zerlegbarkeit selbst knüpfen. Ist, wenn Flusser eine Umcodierung „aus den kompakten und verschwommenen Bilder-

---

9 Siehe z.B. Faßler: „Technologie meint hier eine komplexe, hoch verdichtete soziale Bereitstellungsweise von diskreten Wissensbeständen" (Faßler, Manfred: „Gestaltlose Technologien. Bedingungen, an automatisierten Prozessen teilnehmen zu können", in: ders./Wulf Halbach (Hrsg.): *Inszenierungen von Information. Motive elektronischer Ordnung,* Gießen 1992, S. 12-52, hier S. 23).

10 „Mit Algorithmus wird eine ausdrückliche, eindeutige und logische Verhaltensvorschrift benannt, die so präzise formuliert ist, daß sie von einem mechanisch oder elektronisch arbeitenden Gerät durchgeführt werden kann. Seine Ausdrücklichkeit beruht auf der präzisen, alternativlosen sprachlichen Darstellung [...]. Die Ausdrücklichkeit ist Beschreibungsgrenze des Mediums. [...] Warum dies eine heikle Angelegenheit ist, sei kurz erläutert [...]." (Faßler: „Gestaltlose Technologien" (Anm. 9), S. 38f.).

11 Gleichzeitig, es wurde gesagt, hält der Begriff die Tür zu seinem Anderen offen: Wenn Daten das Gegebene sind, und Messdaten eine Art Ichideal der Daten allgemein, treten die Daten nicht für sich selbst sondern für die Außenwelt ein, und dies unmittelbar. Linguisten und Sozialwissenschaftler etwa sprechen von ihren ‚Daten', wenn sie das unhinterschreitbare Ausgangsmaterial ihrer Untersuchungen meinen.

12 Flusser, Vilém: *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?* Göttingen 1987, S. 29f. Von der Sache her halte ich den von Flusser behaupteten Zusammenhang für zweifelhaft.

codes in die distinkten und klaren Schriftcodes“[13] behauptet, dies ein Schlüssel auch für die aktuelle mediengeschichtliche Situation? Vorstellungen von Klarheit und Transparenz, Sauberkeit und Luzidität jedenfalls scheinen im Diskurs um die Rechner eine entscheidende Rolle zu spielen und die Leibniz'sche Utopie einer Universalsprache mit gegenwärtigen Medienutopien zu verbinden. Allein die Gewissheit, dass im gekörnten Universum der Rechner die Zerlegung notwendig zu einem Ende kommt, und nicht wie in der tückischen ersten Natur in immer neuen kleinen und kleinsten Teilchen sich verliert,[14] scheint eine große Attraktivität zu haben, und das ‚distincta' scheint für das ‚clara' einzustehen. So entsteht eine Welt, „in der die Möglichkeit von Klarheit, Gewißheit und Kontrolle garantiert ist“[15]. [...]

[Die analogen Bildmedien wären hierzu der historische Gegenentwurf:] Die herausragende Eigenschaft des Kinos ist seine Kontinuität und sein Gleiten; Filme präsentieren große, ungeschiedene Komplexe signifikativen Materials, Realitätsausschnitte oder Situationen, unausschöpfbar reich an Details und in ständig gleitende[n] Veränderung[en], Übergängen und Metamorphosen. Das Kinotypische, darin hat z.B. Deleuze sicher recht, ist das ‚Bewegungsbild'; und basaler als Schnitt und Montage, dies haben Kinotheoretiker bis hin zu Bazin immer wieder betont, ist die einzelne Einstellung, in der sich bereits eine ganze Welt von Bedeutungen artikuliert. [...]

So zweifellos der Zuschauer die präsentierten Kontinua für sich zerlegt, um sie überhaupt verstehen zu können, und so eindeutig das filmische Material diese Segmentierung anleitet und unterstützt,[16] so wenig scheint die Semiotik in der Lage, diese auf ihre Begriffe zu bringen. Zudem ginge, selbst wenn sie zu zeigen wäre, die Filmwahrnehmung in der Zerlegung nicht auf. Den Kontinua auf der Produktseite scheint ein spezifisch *mimetischer Nachvollzug* zu entsprechen, wie ihn die ästhetische Theorie für die Rezeption von Kunstwerken beschrieben und der schlichten Entzifferung entgegengesetzt hat; und das besondere mimeti-

13 Flusser: *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?* (Anm. 12), S. 18; in diesem sehr bekannten Kapitel geht es Flusser darum, den historischen Umbruch von den Bildern zur Schrift zu erklären.

14 So haben sich die Atome (altgriechisch: das Unteilbare) nicht nur als teilsondern auch als spaltbar erwiesen; und unterhalb der Atome hat die Physik immer kleinere und immer weniger fassbare Bausteine aufgefunden.

15 Dreyfus, Hubert L.: *Was Computer nicht können. Die Grenzen künstlicher Intelligenz* [1972], Frankfurt a.M. 1989, S. 159.

16 Vgl. Winkler, Hartmut: *Der filmische Raum und der Zuschauer. ‚Apparatus' – Semantik – ‚Ideology'*, Heidelberg 1992, S. 118ff.

sche Potenzial des Films scheint auch für den Weltbezug, über die ikonische Relation auf den Referenten hinaus, eine Rolle zu spielen. Dies sind die Konturen dessen, was oben ein Und-Medium genannt wurde. Wenn Metz also von ‚großen Syntagmen' spricht,[17] so ist dies erhellend und irreführend zugleich. Erhellend in der Anerkennung relativ großer ungeschiedener Bedeutungskomplexe, irreführend jedoch, weil die Rede von Syntagmen wieder auf die Logik des Austauschs und der Rekombination verweist, wie sie für die Sprache, aber eben nicht im selben Maße für den Film spezifisch ist.

Film und Kino, dies ist die These, haben ihre Pointe gerade darin, ein semiotisches System an der Grenze des Semiotischen zu errichten.[18] Das Kino dem ‚Imaginären' und die Sprache dem ‚Symbolischen' zuzuweisen, verbunden mit bestimmten Stadien der menschlichen Ontogenese,[19] hilft an dieser Stelle kaum weiter.[20] Vielversprechender erscheint, das Kino *vom Symbolischen her* zu begreifen als den äußersten Pol, den dieses Symbolische annehmen kann, und gleichzeitig als einen Ort des ‚Einspruchs', der die Kritik bestimmter Vereinseitigungen und Selbstüberschätzungen möglich macht. [...] Die emphatischen Hoffnungen, die mit dem Kino immer verbunden waren, haben hier ihren Kern und den Kern ihrer Berechtigung. Nur wenn man das Kino als einen Alternativentwurf anerkennt, als einen Alternativentwurf im Feld des Symbolischen selbst, und als eine Sprache, die anderen Regeln folgt, mit der Sprache aber unmittelbar konkurriert, erschließt sich auch die Bedeutung des gegenwärtigen medienhistorischen Umbruchs.

---

17 Vgl. Metz, Christian: *Semiologie des Films*, München 1972, siehe insbes. S. 165ff. und ders.: *Sprache und Film*, Frankfurt a.M. 1973; (die Bände fassen Aufsätze der Jahre 1964-72 zusammen).

18 ‚Das Semiotische' hier zunächst im allgemeinsten Sinn, und ausdrücklich nicht in der Definition Kristevas (vgl. Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache* [1974], Frankfurt a.M. 1978, S. 32ff.).

19 Die Unterscheidung beginnt mit dem frühen Text: Lacan, Jacques: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion" [1949], in: ders.: *Schriften*, Bd. 1, hrsg. v. Norbert Haas, Olten 1973, S. 61-70 und wird ausgeführt in ders.: „Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse" [1953], in: ders.: *Schriften*, Bd. 1, hrsg. v. Norbert Haas, Olten 1973, S. 71-170 und in: ders.: „Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud" [1957], in: *Schriften*, Bd. 2, hrsg. v. Norbert Haas, Olten 1975, Bd. 2, S. 15-55.

20 Diese Zuordnung hat sich fest etabliert. Sie hat jedoch die destruktive Konsequenz, das Kino aus dem Symbolischen auszuschließen, und damit eine ganze Fragerichtung zu blockieren; demgegenüber hatte die Filmsemiotik Recht in ihrem Beharren auf der sprachanalogen Funktionsweise des Films.

Die Rechner nämlich, dies ist das Erstaunliche, kehren wortlos zu vorsegmentierten Einheiten zurück und erkennen wieder an, was die technischen Bilder in Frage gestellt hatten. [...] Während die Rechner (wie die Sprache) Kontexte synthetisch herstellen müssen, indem sie vordefinierte Grundelemente in syntagmatische Kombinationen bringen,[21] war im Fall der technischen Bilder der Kontext immer schon gegeben. Der Kontext war Ausgangspunkt der semiotischen Anordnung selbst; gegeben im Kontinuum der äußeren Realität, dem Fotografie und Film ihre Bedeutungskomplexe entrissen, oder in jenen ‚großen Syntagmen', die in sich bereits tief gestaffelte Kontexte sind.

Der mediengeschichtliche Umbruch also betrifft die inneren Gesetzmäßigkeiten der semiotischen Anordnung, und davon abhängig die Art und Weise der Bedeutungskonstitution. Dies ist eine grundsätzlich andere Sicht, als sie von der Mehrzahl der gegenwärtigen Autoren vorgeschlagen wird, und sie muss zu einer anderen Deutung der mediengeschichtlichen Situation führen. Die Rechner setzen nicht, wie McLuhan gedacht hatte, das Projekt der bisherigen Medien fort, in der instantanen Verschaltung der globalen Kommunikation und im Übergang zu neuer Oralität und Synästhesie, und sie erscheinen genauso wenig als das revolutionär Neue, sondern sehr viel eher als eine Revision. Eine Zurücknahme des Projekts der analogen Medien (Fotografie, Film und Grammophon), die Konkretion der Kontexte gegen die Identität der Zeichen auszuspielen und zu technisch-mimetischen Anordnungen zu kommen, in denen Konkretion und Kontext eine Art Einspruchsrecht behalten. Nicht ein Ende der Gutenberg-Galaxis ist zu konstatieren, wie Bolz uns überzeugen will,[22] sondern gerade umgekehrt eine Rückkehr – vielleicht nicht zu Sprache und Druck, gewiss aber zu einem Symbolischen, das die Logik der Isolation akzeptiert.[23]

Das Rätsel verschiebt sich damit auf die Frage, wieso diese Rückkehr möglich ist und was die Triebkräfte sind, aus denen die Revision ihre Energie bezieht. Die Rechner jedenfalls erscheinen in einem neuen, eigentümlichen Licht; und wenn der Begriff der Isolation nicht völlig in

21 ...die Sprache linear, und die Rechner in n-dimensionaler Kontiguität...

22 Vgl. Bolz, Norbert: „Abschied von der Gutenberg-Galaxis. Medienästhetik nach Nietzsche, Benjamin und McLuhan", in: Jochen Hörisch/Michael Wetzel (Hrsg.): *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920*, München 1990, S. 139-156, und vgl. ders.: *Am Ende der Gutenberg-Galaxis*, München 1993.

23 Der hier vertretenen Deutung sehr viel näher ist Kittler, der zwischen der distinktiven Grundanordnung des Typewriters (und folglich des Computers) und dem Film bzw. Grammophon eine scharfe Grenze sieht.

die Irre geht, so erschließt er eine Seite, die der Theorie weitgehend (und zielgerichtet?) entgangen ist. [...]

[Und schließlich, auf diesen Gedanken läuft das Gesagte zu, scheint es] eine auffällige Korrelation [...] zwischen den verschiedenen Medientypen einerseits und der Geschlechterzugehörigkeit der Nutzer andererseits [zu geben]. Wenn die Frauen im Kino von Beginn an den größten und stabilsten Teil des Publikums stellten,[24] in einer Zeit, die die Frauen von der Öffentlichkeit weitgehend ausschloss, so muss um so drastischer ins Auge fallen, dass für die Computer dies in keiner Weise gilt.

Die obsessionellen Programmierer sind männlich, die ungesundblassen Computerkids sind männlich, die Mitglieder der Hackerclubs sind (überwiegend) männlich, die meisten EDV-Verantwortlichen sind männlich[25] – die Computer haben jene reine Männerkultur wiedererrichtet, die bereits unrettbar verloren schien und in Sportvereinen und Stammtischen kaum mehr als ihren Nachlass verwaltete. Wenn man dies nicht für einen Zufall hält oder auf äußere Gründe zurückführen will,[26] so wird man sich der Frage stellen müssen, welche Mentalitäten des Mediums mit welchen Geschlechtermentalitäten korrespondieren.

Männer, dies ist meine These, denken isolationistisch, Frauen der Tendenz nach kontextuell; und die Medienlandschaft wird von einem Bruch durchzogen, der dem Frontverlauf des Geschlechterwiderspruchs folgt. Evident ist zunächst, dass sich Frauen, zumindest nach der traditionellen Rollentrennung, in Lebens-, Arbeits- und Erfahrungsbereichen bewegt haben, die sich für isolationistische Lösungen nicht eignen. Die Felder, die die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung den Frauen überantwortet hat, der Umgang mit Menschen und die Betreuung von Kindern, der soziale und medizinische Bereich und der schreckliche ‚Haushalt' haben gemeinsam, dass jeweils dem Einzelfall eine eigentümliche Macht zukommt, während kategoriale Bestimmungen, Raster und Regeln sich als relativ kraftlos erweisen. In allem was Menschen betrifft, sind die konkrete Situation und ihre besonderen Umstände wichtig; Ursachen und Motive müssen in einem ganzen Netz von Verflechtungen und Beziehungen aufgefunden werden, und was in einem Fall als eine gültige Deutung erscheint, kann einen zweiten, ähnlich gelagerten Fall völlig verfehlen.

---

24 Vgl. Schlüpmann, Heide: Die Unheimlichkeit des Blicks. Das Drama des frühen Kinos, Frankfurt a.M. 1990, S. 8ff.

25 Eine interessante Ausnahme übrigens ist die Computergrafik, in der von Beginn an die Frauen dominieren.

26 Siehe etwa Schachtner, Christel: *Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer*, Frankfurt a.M. 1993.

Gilligan hat gezeigt, dass ein spezifischer Denktypus beschrieben werden kann, der dieser Problemlage exakt entspricht.[27] Mit moralischen Konfliktsituationen konfrontiert[28] etwa lehnen viele Frauen es ab, binär zu entscheiden und den ‚Fall' einem Prinzip oder einer Regel unterzuordnen; stattdessen bemühen sie sich, weitere Informationen zu erhalten und den Kontext zu rekonstruieren, in dem die gestellte Handlungsalternative steht, um dann zu gewichten und möglicherweise zu einem Ausgleich der Interessen zu kommen. Sie sehen eine Chance darin, das konkrete Netz der Beziehungen nachzuzeichnen.

> Die Neigung von Frauen, hypothetische Dilemmas an der Realität zu messen und um fehlende Informationen über die Menschen, um die es geht, und die Orte, an denen sie leben, zu ersuchen, rückt ihr Urteil weg von der hierarchischen Ordnung von Prinzipien und den formalen Verfahrensweisen der Entscheidungsbildung. Dieses Beharren auf dem Konkreten zeugt von einer Einstellung zum Dilemma [...], die sich von allen vorhandenen Schematisierungen [...] unterscheidet. [...] Statt dessen identifizieren die Frauen in ihren Stellungnahmen die dem Dilemma als solchem innewohnende Gewalt, die nach ihrer Auffassung die Gerechtigkeit aller möglichen Lösungen als fragwürdig erscheinen läßt.[29]

Und Gilligan lässt keinen Zweifel daran, dass der patriarchale Diskurs ein solches Verhalten als eine Entscheidungsschwäche und im Extrem: als einen Mangel an Abstraktionsfähigkeit beschrieben hätte.[30] Sobald der Gewaltanteil isolationistischer Lösungen mitreflektiert wird, aber kehrt sich das scheinbare Defizit um in eine Qualität, und in eine harsche Kritik, die die Reichweite isolationistischer Lösungen betrifft. Gilligan fasst dies in einer alternativen Konzeption von Moral und Entscheidung zusammen.

> In dieser Konzeption entsteht das Moralproblem aus einander widersprechenden Verantwortlichkeiten und nicht aus konkurrierenden Rechten, und es setzt zu seiner Lösung eine Denkweise voraus, die kontextbezogen und narrativ und nicht formal und abstrakt ist. Diese Konzeption der Moral, bei der es um care (Fürsorge, Pflege,

27 Vgl. Gilligan: Carol: *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau* [1982], Frankfurt a.M. 1991.

28 Der Umgang mit moralischen Konflikten ist der Gegenstand von Gilligans Untersuchung.

29 Gilligan: *Die andere Stimme* (Anm. 27), S. 125f.

30 „Die Kritik, die Freud am Gerechtigkeitssinn der Frauen übt, wenn er ihn durch ihre Verweigerung blinder Unparteilichkeit als kompromittiert betrachtet, taucht nicht nur im Werk Piagets [...] wieder auf" (Gilligan: *Die andere Stimme* (Anm. 27), *S.* 28).

> Zuwendung) geht, stellt das Gefühl für Verantwortung und Beziehungen in den Mittelpunkt, während die [traditionelle] Konzeption der Moral als Fairness die moralische Entwicklung vom Verständnis von Rechten und Spielregeln abhängig gemacht hatte.[31]

Qualitäten wie *Care* und Empathie,[32] die auch der patriarchale Diskurs dem Weiblichen zugeschrieben hätte, werden neu bestimmt als gegen die Isolation und ihre Defekte gerichtet, und als ein Typus von Entscheidung, der grundsätzlich nicht in vorgegebenen Alternativen sich bewegt.

Es wird erkennbar, dass die Domäne der Isolation eingeschränkt ist auf Gegenstände, die für diese Art der Weltsicht und der Operationalisierung sich eignen. Und entsprechend, dass immer ein weit größerer Raum übrig bleibt, in dem andere und komplexere Regeln gelten. Was die Männer im Rahmen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung an sich reißen, muss insofern begriffen werden als eine *Ausgliederung*, die auf ihr Anderes immer verwiesen bleibt. Und so aggressiv die Protagonisten dies leugnen würden, und so beeindruckend, riesig und totalisierend der Turmbau der zweiten Natur, auf isolationistischer Grundlage errichtet, sich erhebt, so klar ist auch, dass ihm nicht nur die (erste) Natur gegenübersteht, sondern ein breites Feld menschlicher Praktiken, die weder in vergleichbarer Weise auszugliedern sind, noch wahrscheinlich jemals auszugliedern sein werden.

Die Mathematik als eine Ausgliederung der ‚natürlichen' Sprache erkauft ihre innere Ordnung mit ihrer Partikularität; die Sprache selbst, was an ihr luzide ist, mit ihrer Beziehung auf das Unbewusste; und die Warenwelt ihren Glanz durch ökologisch kaum kalkulierbare ‚Nebenfolgen'. Die ökologische Katastrophe hat unmissverständlich klar gemacht, wo die Grenzen isolationistischer Praktiken liegen. Und dies macht die Aktualität von Denkalternativen aus, die sich für Möglichkeiten diesseits der Isolation interessieren. Die ‚Empathie' Gilligans ist sicher nicht mehr als ein Platzhalter, zeigt aber die Richtung an, in die Isolation zu überschreiten (oder zu ermäßigen) wäre. [...]

Und es ist sicher kein Zufall, dass im Begriff der Empathie sowohl der feministische Diskurs[33] als auch der Film zusammenkommen. Dass Bergson ein Philosoph der Frauen war[34] und Deleuze das Kino ‚bergso-

31 Gilligan: *Die andere Stimme* (Anm. 27), S. 30.

32 Vgl. Gilligan: *Die andere Stimme* (Anm. 27), S. 16.

33 ...einer seiner Zweige, nicht der feministische Diskurs insgesamt...

34 „[Es] war eine der Besonderheiten von Bergsons großem Erfolg, daß sich für seine Philosophie ungewöhnlich viele Frauen interessierten und einen großen Teil der Zuhörerschaft bei seinen Vorträgen bildeten" (Klippel, Heike: *Gedächtnis und Kino*, Frankfurt a.M. 1997, S. 120).

nianisch‘ nennt, ist ein Indiz, auf welche Seite des Geschlechtergrabens es gehört; und hätte man es nicht wissen müssen? Von Beginn an auf das Bild des Menschen fixiert, hat der Film eine psychologische Weltsicht befördert, die den traditionellen Rollenvorgaben der Frauen näher kommen musste als der Weltsicht eines männlichen Publikums; mit ‚privaten‘ Themen wie der Liebe, der Familie und der Sexualität befasst, thematisierte das Kino Bereiche, die der traditionelle Begriff der bürgerlichen Öffentlichkeit gerade auszuschließen oder auf die private Roman-Lektüre einzugrenzen bemüht war;[35] nicht die Konstellation und der große dramatische Konflikt wie im Theater, sondern die genaue Detailbeobachtung, ein weitgehender Verzicht auf Stilisierung und eine bestimmte Nähe zur Alltagserfahrung machten Züge des Mediums aus. All dies, wie gesagt, korreliert mit einem Denktypus, der oben als weiblich beschrieben worden ist. Und: Im Kino geht es zentral um die Emotionen, die das jeweils erste und prominenteste Opfer der Isolation sind. Assmann,[36] Ong,[37] Kittler[38] und andere haben unterschieden zwischen der Muttersprache und der Vatersprache. Die erste mündlich tradiert in der primären Sozialisation und unauslotbar tief in ihren emotionalen Besetzungen, Resonanzen und Assoziationen;[39] die zweite gereinigt und abgekühlt durch die Schrift, die (historisch kombiniert mit dem Schullatein) eine Maschine der Distanzierung und Selbstdistanzierung bildet.

> Ohne Verbindung zur einstigen Kindersprache, abgetrennt vom Leben der Kindheit, in dem Sprache ihre tiefsten psychologischen Wurzeln hat, ist das [schriftlich tradierte] Schullatein für keinen seiner Benutzer die erste Sprache. [...] Es stellt somit ein schlagendes Beispiel dar für die Kraft des Schreibens, einen Diskurs zu isolieren, und für die unvergleichliche Produktivität solcher Isolation. [...] Wir haben die These aufgestellt [...] daß das Schullatein größere Objektivität entwickelt, indem es Wissen in einem Medium installiert, welches von den emotionsgeladenen Tiefen der Muttersprache isoliert ist. Es verhindert so störende Einflüsse aus der praktischen Lebenswelt und ermöglicht die ausgetüftelte abs-

35 Auch dieser Gedanke stammt von Schlüpmann.

36 Vgl. Assmann, Aleida: „Schriftliche Folklore. Zur Entstehung und Funktion eines Überlieferungstyps“, in: dies./Jan Assmann/Christof Hardmeier (Hrsg.): *Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation* [1983], München 1993, S. 175-193.

37 Vgl. Ong, Walter J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes [1982], Opladen 1987, S. 113f..

38 Vgl. Kittler, Friedrich: *Aufschreibesysteme 1800 – 1900*, München 1985, insb. S. 233.

39 Siehe auch [...] Klein, Melanie: *Ein Kind entwickelt sich. Methode und Technik der Kinderanalyse* [1923], München 1981, S. 104ff., 110ff.

> trakte Welt der mittelalterlichen Scholastik und der mathematischen modernen Wissenschaft.[40]

Die Sprache selbst also wird von einem Riss durchzogen, der – nach dem binären Geschlechtercode – Mutter und Vater trennt. Und was gereinigt zur Grundlage der Mathematik (und später der Datenverarbeitung) werden kann, muss allererst gewonnen werden durch eine Abspaltung eines Teils der Sprache selbst, der ‚vergessen', und das heißt dem Unbewussten der Sprache und der Individuen überantwortet wird.

Das Kino hat diese Abspaltung immer verweigert. In der Arbeitsteilung der Medien kommt ihm deshalb die privilegierte Aufgabe zu, den ‚anderen' Anteil der Sprache noch einmal zur Darstellung zu bringen; Ort einer Einsprache der Kindheit gegen die Erwachsenenwelt, der emotionalen Resonanzen gegen die scheinhafte Reinheit des Symbolischen; und Ort einer ‚Regression', die eben alles andere als nur Erholung ist.

Und Ong weiß selbstverständlich, dass die Spaltung der Sprache keineswegs nur ‚unvergleichlich produktive' Folgen hat; seine romantische Verklärung der Mündlichkeit und seine Rhetorik des Ungeschiedenen, die, wie zurecht kritisiert worden ist, den grundsätzlich differenziellen Charakter von Sprache verleugnet, sind Platzhalter des Verlorenen und Ausdruck der Trauer über den Verlust; es kann also keineswegs darum gehen, an die Stelle der Mündlichkeit nun das Kino zu setzen und nun ihm die Fähigkeit zuzusprechen, Mutter- und Vatersprache auf magische Weise doch noch zu synthetisieren; im Konzert der Medien aber scheint zumindest die Differenz deutlich, die die isolationistischen von den weniger isolationistischen Medien trennt, und diese Form der Stufung erscheint vielversprechender, als das ‚Imaginäre' auf abstrakte Weise vom ‚Symbolischen' abzusetzen. In der hier vorgeschlagenen Deutung ist das Symbolische ein Spaltprodukt, und das Imaginäre ein Durchgangsstadium auf dem Weg zu dieser Spaltung; und so wenig es möglich ist, ein ursprünglich Ungeteiltes zu behaupten, dem die Sprache als ein Sündenfall (und sei es nach und nach) zustößt, so klar ist eben auch, dass die Sprache nicht vollständig Spaltung ist, sondern Differenzen *und* (pragmatisch ermäßigte) Identitäten verwaltet, [...], Oder *und* Und. Dies ist der Rahmen, in dem eine Rede von Mutter- und Vatersprache allein Sinn macht, und in dem nicht ein fetischisiertes ‚Symbolisches' sich gegen jeden Einspruch armiert. [...]

Die Folgerungen, die aus all dem zu ziehen sind, liegen fast offen zutage. Hatte Ong noch die Hoffung, mit dem Ende des Schullateins sei

40 Ong: *Oralität und Literalität* (Anm. 37), S. 114.

das Zeitalter der „chirographisch beherrschten, geschlechtsspezifischen Männersprachen“ endgültig vorbei, „alle Sprachen, die gegenwärtig im gelehrten Diskurs Anwendung finden, [seien] auch Muttersprachen“ und „nichts [zeige] so überzeugend wie dieses Verschwinden der chirographisch kontrollierten Sprache, wie sehr das Schreiben heutzutage sein ehemaliges Machtmonopol [...] eingebüßt [habe]“,[41] so ist doch absolut frappant zu konstatieren, wie schnell und nahtlos es gelungen ist, noch einmal eine neue chirografisch beherrschte, geschlechtsspezifische Männersprache zu errichten. Die Datenverarbeitung, dies ist die Deutung, die sich aus dem Gesagten relativ klar ergibt, stellt eine aggressive, rapide und erfolgreiche Rückeroberung dar, eines Terrains, das schon verloren schien, und das die männliche Weltsicht forthin (wie den Himmel) hätte teilen müssen. Eine Revision des Projekts, die Defekte der Vatersprache mit einer oder mehreren Muttersprachen zu konterkarieren, und die Zeichen- und Vernunftkritik, die als Sprachkritik begonnen hatte, auf dem Terrain der Medien vor entsprechend größerem Publikum fortzusetzen.

Dass es empirisch Männer sind, die als Protagonisten der Rückeroberung auftreten, wie gesagt, ist nicht mehr als ein Indiz; weit wichtiger erscheint die Einsicht, dass es tatsächlich um eine Konkurrenz von Denkweisen und Weltsichten geht, um geschlechtsspezifisch konnotierte Inhalte; und um eine letztlich kulturelle Auseinandersetzung, auch wenn diese eine zunächst technologische Form gefunden hat.

> Die Zahl [und allgemeiner: die Technik] [schreibt Paglia] ist der imponierendste und am wenigsten kreatürliche Ordnungsstifter, Inbegriff der sehnsüchtigen Hoffnung der Männer auf Objektivität. Auf Zahlen zieht er – heute auch sie – sich zurück, um dem Morast aus Liebe, Haß und Familienroman zu entrinnen.[42]

Alles hängt insofern davon ab, sich das Gegenüber klarzumachen, dem dieser Ordnungsstifter abgerungen ist. Der Morast aus Liebe, Hass und Familienroman steht – pars pro toto – für jenen allgemeinen Morast, der nur aus der Sicht des Ordnungsstifters überhaupt als Morast erscheint. Der Computer stellt diesem sein ‚clara et distincta‘ entgegen, ein Bollwerk, errichtet inmitten des Morasts und gegen den Morast, ein Monument der Abwehr und der Technik gewordenen Angst.

> Wenn schon der handelnde Mensch [hatte Nietzsche geschrieben] sein Leben an die Vernunft und ihre Begriffe bindet, um nicht fort-

41 Ong: *Oralität und Literalität* (Anm. 37), S. 115 (im Text Infinitiv: sind, zeigt, hat).

42 Paglia, Camille: *Die Masken der Sexualität* [1990], München 1992, S. 32.

> geschwemmt zu werden und sich nicht selbst zu verlieren, so baut der Forscher seine Hütte dicht an den Turmbau der Wissenschaft, um an ihm mithelfen zu können und selbst Schutz unter dem vorhandenen Bollwerk zu finden. Und Schutz braucht er: denn es gibt furchtbare Mächte, die fortwährend auf ihn eindringen und die der wissenschaftlichen ‚Wahrheit' ganz anders geartete ‚Wahrheiten' mit den verschiedenartigsten Schildzeichen entgegenhalten.[43]

Der Computer ist insofern, nach Vernunft und Wissenschaft, nur das jüngste einer ganzen Kette ähnlicher Bollwerke. Gäbe es nicht das bedrohliche Außen, hätte der Computer nicht seine Suggestion und wäre nicht Hoffnungsträger gerade eines Diskurses, der, durch die Erfahrung wie durch Nietzsche gewitzigt, auf die Wahrheit nicht mehr setzt.

Und der Computer stellt in der Tat eine salomonische Lösung dar. Er erhebt seinen Phallus gerade nicht als positive Identität, (die kritisiert und abgetragen werden könnte), sondern als ‚Artikulation', im ‚Dazwischen' zwischen Null und Eins, und: im wortlosen Ausschluss alles dessen, was dieser Alternative zu entkommen sucht, sie antasten oder irritieren könnte. Sein Witz ist der Ausschluss des Ähnlichen, des Amorphen und des noch nicht völlig konstituierten; und der scheinbar selbstverständliche Zwang, ‚Klartext' zu sprechen und die ‚reine' Differenz als Basis aller Artikulation zu akzeptieren.

„Alle klar formulierten Einwände gegen strong AI", hatte Bolz gesagt, und zwar weder einschränkend noch kritisch, „können dem Programm des Computers integriert werden."[44] Voraussetzung eben ist, dass sie klar formuliert sind; und dies nicht in der ‚natürlichen' Sprache, die den Computer überfordert, sondern klar, und das heißt so, dass der Computer sie integrieren kann.

Und nur auf derselben Basis kann Tholen schreiben, dank der beliebigen Austauschbarkeit der 0 und der 1 seien die Rechner in der Lage, „alles zu repräsentieren, was sich präsentiert".[45] Dass diese Aussage augenfällig falsch ist, weil Computer schon an für Menschenverhältnisse

43 Nietzsche, Friedrich: „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn" [1887], in: ders.: *Werke*, Bd. 5, hrsg. v. Karl Schlechta, München/Wien 1980, S. 309-322, hier S. 319.

44 Bolz, Norbert: „Computer als Medium – Einleitung", in: ders./Friedrich Kittler/Christoph Tholen (Hrsg.): *Computer als Medium*, München 1994, S. 9-16, hier S. 12.

45 Tholen, Christoph: „Platzverweis. Unmögliche Zwischenspiele zwischen Mensch und Maschine", in: Norbert Bolz/Friedrich Kittler/Christoph Tholen (Hrsg.): *Computer als Medium* (Anm. 44), S. 111-138, hier S. 131.

sehr schlichten Repräsentationen scheitern,[46] ist weniger wichtig als die Utopie von Totalität, die sich hier [...] ausspricht. [...]

Wenn die Theorie, dem Gegenstand gegenüber [offenkundig und] erklärtermaßen affirmativ, Affirmation und Optimismus zum Eintrittsbillet für Tagungen und Sammelbände gemacht hat, so hat sie sich, dies ist auffällig, völlig anders verhalten als bei der Einführung früherer Medien. Weder der Film noch das Fernsehen haben in ihrer Etablierungsphase eine vergleichbare Zahl von Fürsprechern gefunden und der Metadiskurs hat jeweils längere Zeit gebraucht, bis er sich mit dem neuen Gegenstand einigermaßen angewärmt hatte. Haben die Kopfarbeiter also inzwischen dazugelernt?

Ihr Selbstbild zumindest deutet in eine andere Richtung. Als Erklärung für die veränderte Haltung wird formuliert, die Zeit der Kritik generell sei abgelaufen, und die Realität der Medien selbst lasse, als ein alles umschließendes Environment, eine definierte Distanznahme nicht mehr zu.[47] Vom performativen Selbstwiderspruch abgesehen, dass auch ein

46 Weizenbaum etwa hebt auf bestimmte, körpergebundene Wissensbestände ab: „Es ist einfach absurd zu glauben, irgendein gegenwärtig existierendes Computersystem könne auf eine irgendwie geartete Weise das Wissen erwerben, das etwa ein zweijähriges Kind von Bauklötzen hat“ (Weizenbaum, Joseph: *Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft* [1976], Frankfurt a.M. 1978, S. 276).

47 „Im Abschied von der Gutenberg-Galaxis schwindet der neuzeitliche Vorrang des Optischen zugunsten einer neuen Taktilität; die Distanz des perspektivischen Weltverhaltens weicht sachlicher Nähe. Und damit hat der Kritik ihre letzte Stunde geschlagen, denn Kritik setzt Perspektive und rechten Abstand voraus. Der Kritiker konnte noch Standpunkt beziehen und genoß die Unbefangenheit der freien Betrachtung. Das alles gibt es in der Welt der neuen Medien nicht mehr.“ Und: „In einer vollends ästhetisierten Welt, in der das Reale mit seinem eigenen Bild zusammenfällt, gibt es keine kritische Transzendenz der Kunst mehr. [...] ‚Tant mieux. Nicht weinen. Der Unsinn der kritischen Prognosen. Film statt Erzählung.‘“ (Bolz, Norbert: „Abschied von der Gutenberg-Galaxis“ (Anm. 22), S. 146, 151).
Mit der Affirmation und dem plakativen Abschied von der Kritik habe ich mich in einem Aufsatz auseinandergesetzt: Verf.: „Flogging a dead horse? Zum Begriff der Ideologie in der Apparatusdebatte, bei Bolz und bei Kittler“, in: Robert F. Riesinger (Hrsg.): *Der kinematographische Apparat. Geschichte und Gegenwart einer interdisziplinären Debatte*, Münster 2003, S. 217-236. Ein Ergebnis dort ist, dass sich bei Kittler, anders als bei Bolz, zwei Ebenen zeigen lassen: auf der Oberfläche eine ähnlich entschiedene Polemik gegen die Ideologiekritik, im Verfahren und im inhaltlichen Interesse aber durchaus Parallelen zu diesem abgelehnten Paradigma. Vor allem im Feld der Rechner hat Kittler sehr exakte Kenntnisse, was ihn zuverlässig davor schützt, sich in naiver Weise zu identifizieren.

affirmativer Metadiskurs eine Position braucht, von der aus er spricht, erscheint diese Deutung wenig wahrscheinlich.

Könnte es nicht vielmehr sein, dass Theorie und Gegenstand, und zwar zum ersten Mal in der jüngeren Mediengeschichte, auf der Ebene einer sehr allgemeinen Mentalität sich treffen? Das männlich konnotierte Vertrauen in die Isolation hat sich retten können in ein Medium, das so weit entfernt scheint von der Sphäre des Sozialen, so getrennt von allem Empirisch/Tatsächlichen, ja selbst von jedem Anspruch auf Referenz und Welterschließung, dass bereits die Inanspruchnahme gesellschaftlicher Kategorien als eine Zumutung erscheint, als ein Kategorienfehler oder als ein unreflektiertes Überbleibsel jener siebziger Jahre, in denen die Theorie noch flächendeckend auf die Gesellschaftskritik gesetzt hatte. Die Entschiedenheit, mit der die gegenwärtigen Ansätze diese Kriterien hinter sich gelassen haben, also könnte sich, neben der biographischen Enttäuschung, eben auch der Logik des Mediums selbst verdanken.

Der Vorwurf, kurz gesagt, ist, dass die Theorie exakt wiederholt, was der Gegenstand vorexerziert. Exakt die selbe Isolations- und Abwehrleistung, die das Medium zu seinem ‚clara et distincta' bringt, kehrt wieder im Metadiskurs, wenn dieser gesellschaftlich/kulturelle Kategorien insgesamt abzuschütteln versucht, die Psychoanalyse zu einer wasserhellen Flüssigkeit destilliert, oder zur ‚reinen' Artikulation vordringen will.

Und die Wendung ins Affirmative ist tatsächlich frappant. Was bei den Klassikern der poststrukturalistischen Theorie als eine Kritik begonnen hatte – eine Kritik des Signifikats und der Referenz, des blinden Vertrauens in das sprachliche Funktionieren und die Durchsichtigkeit der Sprache – ist umgeschlagen in die positive Versicherung, dass nun, wo man über den naiven Realismus endgültig hinaus sei, mit einer Welt jenseits der Sprache nicht mehr gerechnet werden muss. Nur die zwanghafte Wiederholung dieser Versicherung zeigt an, dass auch der Brustton der Überzeugung nicht vollständig hat überzeugen können.

Sowohl ‚die Welt' als auch die analogen Medien melden sich zwangsläufig zurück, und die Theorie kann nur entscheiden, ob sie es vorzieht, dies in ihrem Rücken geschehen zu lassen. Den Abwehrcharakter zu reflektieren, der dem Digitalen eingeschrieben ist, zerbricht den Konsens, der zwischen Theoriediskurs und tatsächlich medialer Implementierung sich etabliert und als Rückenwind beide Seiten eine Zeitlang in materieller Weise befördert hat. Wenn nun die Limitierungen der Gesamtanordnung hervortreten und in der publizistischen Landschaft sich eine zunehmende Skepsis gegenüber den ursprünglichen Versprechen

ausbreitet,[48] so zeigt dies an, dass das neue Medium aus der Phase seiner Jugend irreversibel herausgetreten ist. Die Theorie, so denke ich, hat dies nachzuvollziehen und die Kategorien zu überdenken, die die scheinbar stabile Basis des Konsenses waren. Sie zahlt den Preis, dass auch ihre Stimmung sich verdüstert. Von der fröhlichen Affirmation sieht sie sich wieder auf die Kritik verwiesen, und auf jene kritische Distanz, deren Aufhebung eines der Versprechen war. Und auf die ganze Fülle jener unerledigten Probleme, die der mediale Paradigmenwechsel überwunden glaubte.

Wenn die hier vorgetragene Argumentation als eine Revision auftritt, dann exakt aus diesem Grund. Traditionelle Begriffe wie das Signifikat, die Geschichte, die Verdichtung usw. noch einmal ins Spiel zu bringen, ist nicht Anzeichen, dass der Autor tragischer Weise noch immer nicht begriffen hat, worum es geht, sondern ein Korrekturversuch in einem Diskurs, der seine Gewissheiten und seine Sprechweisen mit Zähnen und Klauen verteidigt. Diese Verteidigung aber, das ist die These, ist Teil der Abwehr selbst, und der Gesang zu jener Praxis, die die Datenverarbeitung als eine Abwehrstruktur implementiert.

Alles, was an den Rechnern tatsächlich faszinierend ist, so denke ich, läge jenseits einer fundamentalen Kritik und müsste sie durchlitten und überstanden haben. Von der maßlosen Überschätzung durch ihre identifizierten Fürsprecher befreit und etabliert als ein partikulares Medium, das komplementär auf andere, anders funktionierende Medien bezogen bleibt, wären die Rechner eine phantastische Chance, die strukturelle Seite der Realität und der Zeichensysteme zu erkunden.

Ihre isolationistische Krankheit wäre kein Defekt, wenn sie nicht geleugnet, sondern in die Überlegung einbezogen würde, als die bewusste Hervorhebung eines Moments der Semiose, eine in Kauf genommene Vereinseitigung, gegen die nur das Gegenmoment, Konkretion und Kontext (und sei es der anderen Medien) hilft. Die Rechner wären vor der Welt nicht in Schutz zu nehmen, sondern nach dem klassisch-langweiligen Modell der Referenz zu messen an dem, was sie an ihr erschließen, in Konkurrenz zu den technischen Bildern und zur ‚natürlichen' Sprache. Und anstatt sie fetischistisch freizustellen gegen das Amorphe,

48 „...Counting the road-kill on the digital superhighway" ist der Untertitel eines 1994 erschienenen Bandes von Kroker/Weinstein (Kroker, Arthur/Weinstein, Michael A.: *Data Trash. The Theory of the Virtual Class*, New York 1994; dt. erschienen als *Datenmüll: Die Theorie der virtuellen Klasse*, Wien 1997).

wären sie hineinzuwerfen in die ‚kontinuierliche Umwelt aus Wolken, Kriegen und Wellen', mit der Aufgabe, sich in ihr zu tummeln.

Exakt parallel zur Computerdebatte ist eine zweite Debatte über den ‚Körper' entstanden. Obwohl auch sie von fetischistischen Zügen nicht frei ist, deutet dies darauf hin, dass die entgegenständlicht-reifizierende Welt der Zeichen noch nicht völlig allein mit sich ist, und die menschlichen Knechte, derer sich die Zeichen und die Maschinen einstweilen bedienen, zumindest noch mit einer ihrer Seiten in der unverstandenen, verwirrenden und amorphen Welt hängengeblieben sind. Dass allein dies keine Basis ist, einen Erfahrungsbegriff zu konstituieren, ist unbestritten. Die Welt der Zeichen aber hat ihre notwendige Grenze an einem Gegenüber, das selbst nicht Zeichen ist, und wenig Neigung zeigt, den menschengemachten Gesetzen zu folgen. In der ökologischen Katastrophe und im Schmerz wird dies fühlbar, und die Instanz des Einspruchs, auf die letztlich auch die Rechner [...] verwiesen bleiben.